15 — 1902

Illustriertes Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Hauptmann Eggebrecht.

Roman von Clara Finke.

(Fortsetzung.)

Dieser Theorie möchte ich Eva doch nicht geopfert wissen. Und wie — wenn solch ein Beglückter, dem die Gattin die gute Fee war, dann, wenn er auf der Höhe des Ruhmes steht, ihrer überdrüssig wird — wenn das „heiße" Künstlerherz, dem die Welt ja so viel verzeiht, sich einer anderen zuwendet? Wie dann?"

„O Sophie, welch ein trauriges Bild!"

„Aber nach der Natur gemalt! — Möchtest Du Deine Tochter solcher Schmach durch die Heirat mit Ottomar überliefern? Es braucht noch nicht einmal die Ehe eines Künstlers zu sein, auch in anderen Sphären haben sich solche Tragödien abgespielt! O, über uns Frauen, die wir uns durch die Heirat in sklavische Abhängigkeit begeben und dabei noch in jedem Augenblick davor zittern müssen, ob das Herz des Mannes, dieses kostbare Geschenk, nicht nur ein uns geliehenes Gut bleibt, das wir, je nach der Gnade des Zufalls, längere oder kürzere Zeit im Besitz behalten, und das uns nach Belieben wieder genommen wird — ganz wie es dem Gebieter gerade paßt!"

„O Sophie," rief Elisabeth zitternd, indem ein Schatten sich über ihr Antlitz breitete, „hast Du noch immer nicht vergessen?"

„Vergessen? — Wie könnte ich das? — Ich vergesse nichts, wenn ich Dir auch vergeben habe, was Du im Jugendübermut mir einst angethan. Das Schicksal verlangt die Sühne dafür von Dir, nicht ich. Aber als ich sah, daß Du bereutest, lenkte ich Dich auf die Bahn, die Deinem Leben neuen Inhalt gab."

„Ja, Du hast wie eine Mutter für mich gesorgt — ich hab's nicht verdient. Ewig werde ich's Dir danken," sagte Elisabeth demütig.

„Thu' es, indem Du meine Pläne mit Eva unterstützest. Höre! Mein ganzer Besitz gehört nach meinem Tode ihr — sie wird Herrin auf meinen Ländereien sein und in diesem großen Wirkungskreise ihren Lebensberuf finden. Besitz giebt Macht, und auch sie wird, gleich mir, empfinden, daß Macht allein Glück bedeutet. Sie wird dieses Glück empfangen, ohne, wie ich, ein Uebergangsstadium durchzumachen. Du weißt ja, wie entwürdigend für mich diese Ehe mit Burghard gewesen ist."

Ein schüchterner Blick streifte die ältere Schwester, Elisabeth erwiderte erstaunt:

„Ihr galtet in den Augen der Welt als vollkommen glücklich."

„Der Triumph für mich war gering, einen Mann, dem ich soweit überlegen war, zu beherrschen," sagte Sophie bitter, „meine Achtung für ihn wuchs nicht dadurch. Es war eine Verzweiflungsheirat," setzte sie nach einer Pause mit harter Stimme und finsterem Antlitz hinzu.

„Auch daran trage ich die Schuld," flüsterte Elisabeth, sich wie unter einem Sturme beugend.

„Es ist überwunden, Elisabeth."

„Du hast auch eine Natur, Schwester, so voll Thatkraft und klaren Blickes — wie es wenige giebt."

„Ich hoffe, mein Beispiel soll bei Eva wirken. Vorbild ist ja alles bei der Erziehung. Ich bitte Dich, gieb sie für längere Zeit ganz zu mir. Ich will sie auf den Beruf vorbereiten, zu dem ich sie ausersehen habe."

„Ich soll sie zu Dir geben, soll sie abermals entbehren? O, Sophie, weißt Du nicht, was Du mir damit anthätest?"

In ihrem Tone zitterte so viel Schmerz und Angst, daß jede andere Person davon erschüttert worden wäre.

Aber Sophie entgegnete beinahe kalt: „Du hast ja Deine Kunst. Sie wird Dir über die Trennung hinweghelfen, wie es schon bei Deinem Aufenthalt in Paris der Fall war. Auch diese letzten Wochen, seit Eva bei ihrer Freundin zum Besuche ist, sind Dir ja bei der Arbeit nicht allzu langsam vergangen."

„Da warst Du bei mir, liebe Sophie. Schlimm genug, daß Du heute schon abreisen mußt. Jetzt zähle ich die Stunden, bis Eva wieder da ist. — Glücklicherweise kommt sie morgen."

„Mir ist es auch nicht lieb, daß ich fort muß, ohne das Mädchen gesehen zu haben. Wäre mein Oberinspektor nicht erkrankt, so hätte ich noch bleiben und Eva gleich mitnehmen können. Nun ist es Deine Aufgabe, Elisabeth, zu sondieren, welche Gefühle Eva für ihren Freund Ottomar hegt."

„Ich will versuchen, darüber Klarheit zu gewinnen. Vielleicht verrät sie sich in Gegenwart Ottomars —"

„Der junge Mann könnte Düsseldorf längst verlassen haben," fiel Sophie herbe ein. „Sagte Deine Freundin Hedwig nicht, ihr Bruder wolle eine Studienreise nach Holland antreten?"

„Ja, es war davon die Rede."

„Natürlich, er blieb, um Eva wieder zu sehen, das mußt Du aber verhindern."

„Wie kann ich denn das? Soll ich ihr verbieten, zu Hedwig zu gehen? Oder —"

„Du mußt Deinen Willen durchsetzen, Eva selbst aber nichts davon merken lassen. Du mußt ihr die Augen über sich selbst öffnen, nicht reden — handeln sollst Du — dabei will ich Dir helfen. Laß sie nicht einen Tag länger hier als nötig — damit ist die Gefahr für sie beseitigt."

Wer die beiden Frauen so neben einander sah, war keinen Augenblick darüber im Zweifel, was geschehen, welcher Wille hier zur Geltung gelangen würde.



Dr. Emil Holub †. (Mit Text.)

3. Eine Begegnung.

In dem Schnellzuge, der die mit tiefem Schnee bedeckten Fluren der Rheinprovinz durcheilte, saß Leonhard Eggebrecht. Da er erfahren hatte, daß seine Frau seit einigen Jahren in Düsseldorf lebte, eilte er dorthin, um die Angelegenheit zu ordnen, der seit Monaten sein ganzes Sinnen und Trachten galt. Nachdem er von Berlin aus durch seinen Rechtsanwalt bei Frau Elisabeth vergeblich die gerichtliche Scheidung seiner Ehe, die in Wirklichkeit ja schon seit siebzehn Jahren nicht mehr bestand, beantragt hatte, beschloß Leonhard, nun einen Verfechter seiner Sache in Düsseldorf selbst anzunehmen, der seine Gattin vielleicht persönlich kannte, und der auf die Verhältnisse zu Gunsten seines Klienten einwirken konnte.

Der Hauptmann gab sich seinen Gedanken hin, die zwischen Entmutigung und Hoffnung schwankten, als auf der vorletzten Station vor Düsseldorf, nachdem das Zeichen zur Abfahrt schon gegeben war, die Thür aufgerissen und vom Schaffner eine junge Dame ins Coupé geschoben wurde. Sie hatte kaum noch Zeit, ein Handkofferchen entgegenzunehmen, welches man ihr durch das Fenster zureichte. Der Hauptmann half ihr in ritterlicher Weise beim Unterbringen ihrer Sachen.

Verlegen sagte sie: „Ich wollte eigentlich ins Damencoupé."

„Sie können ja später umsteigen, mein Fräulein!"

Prüfend blickte sie den fremden Herrn an. Als sie sein an den Schläfen leicht ergrautes Haar bemerkte, wich ihre Verlegenheit, und sie erwiderte:

„Ich kann ja auch bis Düsseldorf hier bleiben."

Düsseldorf! Er wurde aufmerksam.

„Wohnen Sie dort, mein Fräulein?"

„Gewiß! — Ich bin nur froh, daß ich noch mitkam," plauderte sie weiter, „fast wäre ich verspätet, es ist nämlich nicht rechtzeitig angespannt worden, und da die Schlittenbahn vom Gut der Eltern meiner Freundin bis zum Bahnhof recht schlecht ist, hat es so lange gedauert."

„Nun, und wenn Sie verspätet wären?" fragte Eggebrecht, von ihrem Eifer amüsiert.

„Ach, wie hätte meine gute Mutter sich dann geängstigt! Ich sehne mich auch schon so sehr nach ihr, trotzdem es bei meiner Freundin ganz reizend war. Es wäre ja geradezu entsetzlich gewesen, wenn ich den Zug versäumt hätte."

Mit leisem Lächeln fragte Leonhard, von der Frische und Natürlichkeit dieses lieblichen, eben erwachsenen Mädchens lebhaft angezogen: „Warum so entsetzlich? Sie hätten ja in einigen Stunden den nächsten Zug benutzen können."

„Ich sollte die Mutter warten lassen? Das bekäme ich nicht übers Herz! Und wie würde die Tante schelten!"

Erschreckend schwieg sie. Sie fürchtete, in ihrer kindlichen Zutraulichkeit zu weit gegangen zu sein."

„Die Tante, — nicht die Mutter?"

„Ach, meine liebe Mutter würde mir nie ein böses Wort sagen, sie verwöhnt mich so sehr, — sie hat ja auch nur mich!"

„Also haben Sie den Vater verloren?"

„Ich habe ihn nie gekannt."

Es zog bei diesen Worten ein Schatten über ihr rosiges Gesicht. Eine Pause trat ein, während welcher sich die beiden Insassen des Coupés, er offen, sie verstohlen, einander musterten. Ihr Antlitz hatte noch die weichen Formen des Kindesalters, bekundete jedoch im Ausdruck einen Ernst, der bei ihrer Jugend erstaunlich war. Die herrlichen blauen Augen und der liebliche kleine Mund, vereint mit dem blonden Haar, das in leichten Wellen die klare Stirn umgab, vereinten sich zu einem reizenden Gesamtbilde, von dem er seine Blicke gar nicht fortwenden mochte.

Sie dachte, als sie ihn ins Auge faßte: Was mag er Trauriges erlebt haben? Gewiß drückt ihn ein Kummer. Ob er ein Kind hat, das ihn tröstet?"

Je länger Eva den ihr gegenüber sitzenden Herrn betrachtete, desto mehr wuchs ihr Vertrauen, und bald war wieder eine flotte Unterhaltung im Gange, die von der Kunststadt Düsseldorf auf die Kunst im allgemeinen überging.

„Mama malt sehr hübsch," plauderte sie weiter, „und hat an ihrer Kunst viele Freude. Sie wird jetzt ein Bild auf die Berliner Kunstausstellung geben."

„Sie sind wohl die Schülerin Ihrer Frau Mutter, Fräulein?"

„Ich möchte auch gern malen, Mama und ihre Freundin, die ebenfalls Malerin ist, meinten, ich wäre nicht unbegabt. Sie haben mir versprochen, daß ich Unterricht nehmen soll. Fräulein Reinholds Bruder, der gleichfalls Künstler ist, behauptet sogar, ich hätte riesiges Talent, aber das ist nicht wahr."

Leonhard meinte, bei so kunstliebender Gesellschaft könne es an glücklicher Stimmung in ihrem Hause nicht fehlen.

Da zog ein Schatten über die schönen Züge des Mädchens, welches entgegnete: „O, wir sind nicht so fröhlich, wie Sie denken!"

Nach einer Weile fügte sie seufzend hinzu:

„Früher wagte ich zu Hause kaum zu lachen, die Mama war immer so trübe und ernst gestimmt, daß es herzlos gewesen wäre, ihr Gefühl mit meiner Lustigkeit zu verletzen. Ich bin früher sehr ernst gewesen."

Leonhard konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

„Ganz gewiß!" versicherte sie. „Ich wurde sogar meiner Mutter zu melancholisch und sie gab mich, damit ich, wie sie sagte, lerne, jung unter der Jugend zu sein, auf mehrere Jahre nach Düsseldorf in ein Mädchenpensionat."

„Und dort wurden Sie wieder heiter?"

„Vollständig! War das ein himmlisches Leben! Wir mußten zwar sehr viel lernen, aber in so fröhlicher Gemeinschaft machte das viel Freude. Und so liebe Freundinnen habe ich gehabt, eine richtige Japanerin war sogar darunter, von Amerikanerinnen ganz zu schweigen! Da habe ich wieder so recht lachen gelernt! Und ich bin so glücklich, daß Mama nun schon manchmal an meiner Fröhlichkeit teil nimmt. Wie schwer ist ihr aber damals die Trennung geworden!"

„Sie sagten, es wäre ein Düsseldorfer Pensionat gewesen. Hatte Ihre Frau Mutter denn damals nicht ihr Heim dort?"

„Nein, wir zogen erst später hin. Man entschloß sich endlich," entgegnete das junge Mädchen, „ihr Talent dort von den ersten Meistern ausbilden zu lassen. Sie malt nun aber auch ganz entzückend, und jeder, der etwas davon versteht, sagt, sie wird noch berühmt werden. Ach, wenn wir doch einmal die goldene Medaille bekämen!" fügte sie mit entzücktem Aufleuchten der Augen hinzu.

„Sie haben viel Ehrgeiz," sagte der Hauptmann lächelnd.

„Ich wünsche es mir, natürlich nur für die Mama, denn wenn ich auch hundert Jahre lang malte, ich würde nicht zur Hälfte das erreichen, was meine Mutter leistet. Sie beendet eben ihr großes Bild, eine Schneelandschaft, das sie ausstellen will. Ich durfte vor meiner Abreise häufig zusehen und bin nun gespannt, ob das Bild in meiner Abwesenheit schon vollendet wurde."

Dem kindlichen Geplauder seiner jungen Gefährtin hatte Leonhard mit solcher Teilnahme zugehört, daß er, der Zeit nicht achtend, erstaunt war, den Zug in den Bahnhof der letzten Station vor Düsseldorf einlaufen zu sehen.

Das junge Mädchen berechnete schon die Minuten bis zu ihrer Heimkehr, die es sich in kindlicher Freude ausmalte. Der Aufenthalt auf der Station dauerte aber länger, als es Vorschrift war. Viele Reisende wurden ungeduldig. Die Beamten, nach der Ursache der Verzögerung befragt, erklärten, daß die Weiterfahrt jetzt überhaupt nicht stattfinden könne, da heftige Schneeverwehungen stattgefunden hätten. Der Zug könne mehrere Stunden liegen bleiben.

„Ach, das ist ein wahres Unglück," rief Eva mit Thränen in den Augen. „Wie wird Mama sich ängstigen!"

„Zunächst wollen wir aussteigen!" rief Leonhard.

Er wollte das junge Mädchen in das Stationsgebäude geleiten, wo es sich im Damenzimmer aufhalten sollte, bis er genauere Erkundigungen eingezogen hatte. Aber sein Vorschlag fand keine Billigung; flehentlich bat die junge Dame ihren Reisegefährten um Besorgung eines Wagens oder Schlittens, mit dem sie die wenigen Meilen bis Düsseldorf zurücklegen könne. Sie käme dann doch früher zu ihrer Mutter, die in großer Unruhe sein würde. Leonhard, den sie dauerte, mochte ihr nicht abreden, trotzdem er beurteilen konnte, daß ihr eleganter, aber nur leichter Winteranzug, der für die Fahrt in der Eisenbahn warm genug gewesen wäre, ihr keinen Schutz vor dem eisigen Winde im offenen Schlitten bieten konnte. Er selbst war mit Reisedecken versehen, und er beschloß, da sich sein väterliches Wohlwollen an diesem hilflosen, jungen Menschenkinde mit jedem Augenblick vergrößerte, sie nicht etwa sich selbst zu überlassen, sondern sie auf der Fahrt zu begleiten und zu beschützen.

Mit vieler Mühe gelang es ihm, endlich einen Schlitten aufzutreiben, doch wollte das junge Mädchen zunächst nach Hause telegraphieren, um ihre Mutter zu beruhigen. Der Hauptmann bat das Fräulein, die Depesche auf ein ausgerissenes Blatt seines Notizbuches zu schreiben und eilte dann damit zum Telegraphenamt. Der Beamte lächelte und bemerkte, daß die Adresse fehle. Durch einen Blick auf das Papier überzeugte sich Leonhard auch davon und eilte dann zu seiner Begleiterin zurück, die, wie er aus der Unterschrift ersah, den Namen Eva führte. Er bat sie nun, das Versäumte nachzuholen und die Adresse zu nennen, welche er hinzufügen wolle. Da klangen die Worte an sein Ohr: „An Frau Hauptmann Eggebrecht, Villa Elisabeth, Düsseldorf."

Er fuhr zurück und starrte mit offenbarer Bewegung auf den Namen.

„Was ist Ihnen?" fragte Eva erstaunt.

„Ich kannte diese Dame — Ihre Mutter, in meiner Jugend. Aber das ist lange, lange her!"

„O, wirklich?" rief das Mädchen entzückt. „Sie haben meine Mutter gekannt? Wann war das?"

„Als sie jung verheiratet war," lautete die in gepreßtem Tone gegebene Antwort.

„Dann haben Sie auch," rief Eva mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme, „meinen Vater gekannt, nicht wahr?"

Mit ängstlicher Spannung sah sie den Hauptmann an.

„Nein," entgegnete dieser kurz nach einem Augenblick der Ueberlegung.

Eva schämte sich. Sie hatte gewiß zu viel gefragt. — Weshalb ihr auch immer das Herz überwallen mußte! Warum hatte sie von Dingen gesprochen, deren Berührung ihr zu Hause streng verboten worden war!

Der Schlitten fuhr vor; sie wurde von ihrem Beschützer sorgsam hineingehoben und in Decken gehüllt. Als sie ihn anblickte, bemerkte sie Thränen in seinen Augen.

Sie hatte durch ihr unvorsichtiges Fragen wohl traurige Erinnerungen, wie es schien, in ihm geweckt. Das bekümmerte sie. Wer er nur sein mochte? — Nannte er absichtlich seinen Namen nicht? Nun, wie er auch heißen mochte, in besserer Obhut als in der seinen konnte sie sich nicht befinden. Wie ein Vater sorgte er für sie.

Durch seine Fragen und sein freundliches Eingehen auf ihre Unterhaltung gewann sie vollends ihre Fröhlichkeit wieder. Bald hatten sie den Flecken F. erreicht. Von dort aus konnte die Fahrt nach Düsseldorf nur noch etwa zwei Stunden dauern. Es mußte jetzt Halt gemacht werden, denn die Schlittenbahn erwies sich in dieser Gegend so schlecht, daß die Reisenden genötigt waren, einen Wagen statt des Schlittens zu nehmen.

Während der Wirt der Dorfschenke im Ort umherschickte, um ein Gefährt aufzutreiben, betraten sie das Haus, um einen Imbiß einzunehmen. Es war aber ganz unmöglich, in dem Gastzimmer zu bleiben, wo Branntweindünste und Tabakswolken jeden Atemzug zu einer Qual gemacht hätten.

„Da wendet sich der Gast mit Grausen," rief Eva, als sie kaum die Schwelle dieses ungastlichen Raumes betreten hatten.

Nun bot die herbeieilende Wirtin, die kaum noch je so vornehmen Besuch bei sich gesehen, den Reisenden ihre „gute Stube" an, welche natürlich ungeheizt war, aber doch wenigstens als ein menschenwürdiger Aufenthaltsort erschien.

Da der Wirt nur auf Getränke, nicht auf Speisen eingerichtet war, holte Eva die ihr von den Gastfreunden vom Gut mitgegebenen Vorräte heraus, die sie zierlich ordnete und dann ihrem Reisegefährten errötend darbot. Sie fügte kindlich bescheiden hinzu: „Ich mache heute zum ersten Male die Wirtin und ich weiß eigentlich nicht, ob ich es mir Ihnen gegenüber erlauben darf, aber ich meine, der Hunger, den wir wohl beide empfinden, rechtfertigt mich vielleicht."

„Ich nehme es mit Dank an."

Voll wehmütiger Freude ließ Leonhard die hausmütterliche Fürsorge, mit der Eva ihn umgab, auf sich wirken; strahlte ihr doch das Glück, ihn bedienen zu dürfen, aus den blauen Kinderaugen! Wie war sie stolz darauf, ihm zum Dank für seinen Schutz auch einen Dienst erweisen zu dürfen.

„Aber Sie genießen ja so wenig — es mundet Ihnen wohl nicht?" rief sie bedauernd aus.

„Doch, es ist jetzt nur nicht meine Zeit."

Er mußte gewaltsam an sich halten, um seinen Schmerz nicht hinauszuschreien, daß er auf den Besitz seines holden Kindes, für welches zu leben allein schon gelohnt hätte, bis jetzt hatte verzichten müssen, und daß der Zufall ihm dieses junge Wesen, reich an Gaben des Geistes und des Herzens, erst heute gegenüberstellte.

Als sie ihr Mahl beendet hatten, gingen sie, da der Wagen noch nicht angekommen war, in den Wald, der den Flecken begrenzte. Dorthin lockte sie die untergehende Sonne, welche die mit Schnee bedeckten Bäume und Sträucher in rosigem Glanz erstrahlen ließ.

„O, die herrlichen Weihnachtsbäumchen!" rief Eva entzückt. „Möchte man sie nicht ausschmücken und noch einmal dabei denken, es sei Weihnachten?"

„Das ist wohl auch Ihr schönstes Fest?" fragte Leonhard.

„Das schönste, aber auch das traurigste," sagte sie mit einem Seufzer, dann schwieg sie, denn schon einmal hatte sie heute die Erfahrung gemacht, daß ihre Mitteilsamkeit vom Uebel gewesen war.

Doch ihr Begleiter, den es danach dürstete, in der Seele seines Kindes zu lesen, fragte: „Warum auch das traurigste? Sagen Sie es mir offen, als ob ich Ihr Vater wäre."

Da rief Eva voller Sehnsucht: „O, wäre mein Vater bei uns! Ich habe ihn ja nie gekannt, denn er erkrankte und mußte sich von uns trennen, als ich noch sehr jung war, aber ich sehne mich so sehr nach ihm. Bei allem Guten, das mir beschieden ist, denke ich: ‚O, könnte er auch daran teilnehmen.' Und bei allem Kummer, den meine Mutter erleidet, wünsche ich ihn mir an unsere Seite, damit er uns schütze. Aber meine Wünsche sind vergeblich, denn nie werde ich ihn in meine Arme schließen können, weil er in der Nacht des Wahnsinns dahinsiecht — und ich kann ihm nicht helfen, selbst wenn ich mein Leben für ihn hingäbe!"

Leonhard sah das Mädchen mit einem Blick an, der ihr bis in die Tiefe des Herzens drang; sie fühlte diesen Blick in sich zünden, und wie ein Blitz kam die Erkenntnis über sie. Er sah es und rief: „Dein Vater steht vor Dir!"

„O guter Gott! Vater, mein lieber Vater!"

Jetzt erkannte sie auch seine Züge wieder, die sie auf einer Photographie in einem alten Album gesehen hatte.

„Eva — geliebtes Kind!"

Sie stürzte in wortlosem Entzücken in seine Arme, dann streichelte sie zärtlich seine Hände.

„Meine Tochter! Geliebtes Kind!"

„Die Mutter weiß es doch schon, daß Du wieder genesen bist, daß Du zu uns zurückkehrst?"

„Nein, mein Kind, sie weiß es nicht."

Fragendes Staunen.

„O, so willst Du sie überraschen, und mir ist es beschieden, Dich ihr wieder zu bringen. Das ist das höchste Glück meines Lebens!"

Als sie die Schatten, die sich über sein Gesicht bei ihren Worten breiteten, sah, da bat sie: „Denke nicht mehr an die traurigen Zeiten Deiner Krankheit zurück; ich will Dich pflegen, Dir dienen und alles thun, was Du befiehlst, Du sollst nur Freude an mir haben. Und die Mutter! — Nun kann ich es erst ganz verstehen, was sie verloren hat, da Du Dich von ihr trennen mußtest; nun wird sie wieder glücklich werden! Und nie, nie wieder, mein einzig lieber, guter Vater, wirst Du uns mehr verlassen? O guter Gott," rief sie vor Freude weinend, „wie groß ist Deine Güte!"

(Fortsetzung folgt.)

Er muß!

Erzählung von Sandor Barinkay. (Nachdruck verb.)

Unbedingt muß er! Oder soll ich ihn etwa zu einem Schuster in die Lehre geben?!" — Voll sinnlosem Zorn stieß Herr Gaske diese Worte hervor.

„Aber sei nur nicht gar so heftig, Arnold!" beruhigte ihn seine Frau. „Du verfällst gleich ins Paradoxe! Es giebt doch gar manchen Beruf, der für unsern Sohn ganz gut passen würde, und es muß nicht immer studiert werden! Ich fürchte sehr, wenn Du auf Deinem Willen bestehst, dann werden uns Verdruß und Aerger in unabsehbarer Fülle erwarten! Bedenke doch, Wilhelm ist etwas schwach! Er brauchte die letzten zwei Jahre her schon den Hauslehrer, um nur mitzukommen. Wenn nun die heutzutage so großen Anforderungen des Gymnasiums an ihn herantreten, wird's schief gehen!"

„Schwach ist er? Ja, faul ist er! Das ist das richtige Wort! Spielereien hat er noch stets im Kopf, nichtsnutziges Getändel! Das muß ihm ausgetrieben und etwas Ernst und Eifer beigebracht werden, und diese Nachhilfe soll in Zukunft das spanische Rohr besser besorgen, als jeder Hauslehrer! Aber mit Deiner Güte immer, mit Deiner Entschuldigung, daß der Junge noch zu klein sei, mit Deiner Affenliebe . . ."

Frau Gaske erhob sich. „Mäßige Dich!" sagte sie verletzt. „Da ist von einer „Affenliebe" durchaus keine Spur! Daß ich mein einziges Kind gern habe, ist ganz natürlich! Mir ist Wilhelm ein Teil meines Herzens, Dir ein Paradestück Deines Stolzes! Aber meine Meinung darf ich wohl noch sagen, und die ist die, daß ich glaube, Wilhelm hat absolut nicht das Zeug zum Studieren! Sein Geist ist nicht scharf und nicht flink genug, und seine ganze Gemütsart paßt nicht dazu! Wenn Du aber partout willst und denkst, daß es geht, mir ist es recht, muß es recht sein; denn Du bist der Vater und somit der Herr, der zu bestimmen hat! Nach den ungerechten menschlichen Gesetzen hat ja die Mutter nichts zu sagen, obwohl sie meiner Ansicht nach von Natur aus ein viel innigeres Recht an das Kind besitzt! Aber sei's, wie's sei! Mir wäre es die größte Freude, wenn Wilhelm einmal Arzt oder Advokat, oder Professor würde! Es fragt sich nur, was er dazu sagt!"

„Er? Es ist doch selbstverständlich, daß der Sohn eines höheren Beamten das Studium ergreift! Das wird er wohl eher erfassen, als Du! Uebrigens wird er gar nicht gefragt — er muß, und damit basta!"

Diesem Gespräch zufolge kam also Wilhelm nach einer herrlichen Sommerfrische in den Alpen aufs Gymnasium. Frisch an Leib und Geist, das Herz geschwellt von Stolz seinen alten Schulkameraden gegenüber, machte er sich ganz vorzüglich. Er lernte mit großem Fleiße, gab die Spielereien mit Drachen, Kugeln und Bogen von selbst auf und kannte nichts mehr, als seine Bücher.

Der Vater war selig und überschüttete ihn mit Beweisen seiner Zufriedenheit. Auch konnte er nicht unterlassen, seine Frau ob ihrer einst ausgesprochenen Befürchtungen zu verspotten.

Frau Gaske nickte und lächelte: „Schön, schön," meinte sie, „aber es ist noch nicht aller Tage Abend!"

„O Kassandra, ein guter Anfang läßt stets auf ein gutes Ende hoffen, das merke Dir! Du wirst mir's noch danken, daß ich so energisch auf meinem Willen bestand!" antwortete er fröhlich.

Wilhelm schwamm nun in einer Sphäre von Wohlbehagen und Frieden und in dieser fing allmählich seine Lernbegierde zu erschlaffen an. Wohl ging das erste Jahr noch ganz gut zu Ende; nur die Mutter glaubte hie und da eine bemerkbare Gleichgültigkeit gegen seine Aufgaben zu entdecken und eine heftig hervorbrechende Sehnsucht nach den Ferien fiel ihr auf.

Diese letzteren genoß denn der Junge auch mit gieriger Lebhaftigkeit. Freuden aller Art wurden ihm von dem entzückten Vater geboten, und das nagende Angstgefühl im Mutterherzen erlosch ganz in der Fülle von Harmonie, welche die Familie überflutete.

Ins neue Schuljahr schritt Wilhelm mit einer nonchalanten Nachlässigkeit. Die stolze Zärtlichkeit des Vaters bestärkte ihn in der bei Jungens in diesem Alter gewöhnlich eintretenden Selbstüberschätzung seiner Talente und Kenntnisse. Sein Eifer und Fleiß erlahmten, erlahmten um so mehr, da nun Aufgaben an ihn herantraten, denen er im Augenblick nicht ganz gewachsen war.

Als Herr Gaske den ersten Moment der Lässigkeit wahrnahm, züchtigte er Wilhelm mit barbarischer Strenge. Er war der Anschauung, damit jede Faulheit im Beginn ersticken zu können und erreichte auch seinen Zweck. Der Knabe ward von neuem Ernst und Eifer erfüllt und strengte aus Furcht seine Kräfte aufs äußerste an. Aber aller Fleiß war zum Teil nutzlos; denn es trat bei Wilhelm nach und nach eine gewisse Unzulänglichkeit seines geistigen Vermögens ans Licht. Er mußte jede Minute des Tages nützen und bis tief in die Nacht arbeiten, um seine Pflichten nur leidlich zu bewältigen.



Genesen. Nach dem Gemälde von Fritz Martin. (Mit Text.)

Die Ferien brachten ihm von nun an keine köstliche Erholung mehr. Der Instruktor saß tagtäglich, wenn die liebe Gottessonne so blendend und lockend schien, vor ihm und paukte ihm Latein und Mathematik ein. Freudlos, matt und abgeschlagen kam er in die neue Klasse, drückte sich elend durch und mußte im Laufe der nächsten Jahre mehrmals repetieren.

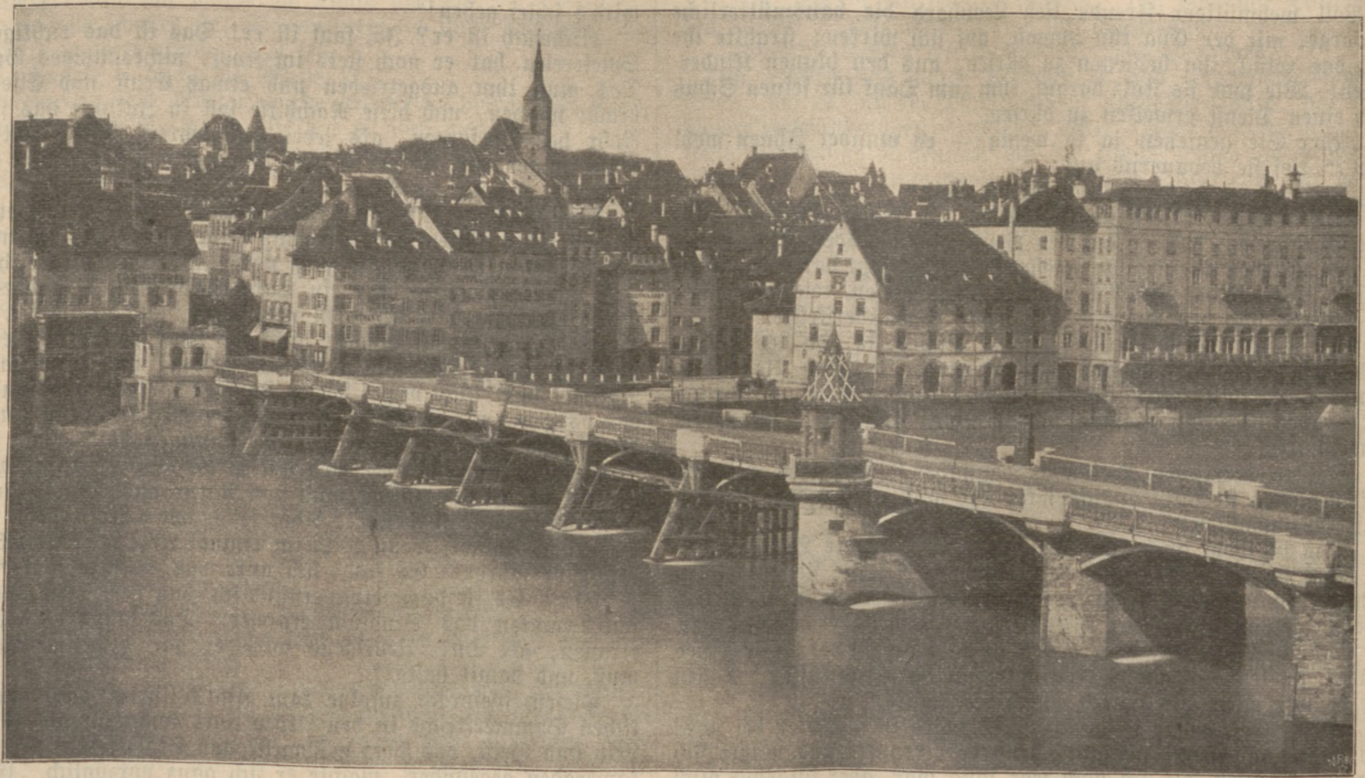
Wilhelm war ein hagerer, hochaufgeschossener Bursche, blaß, mit müden, langsamen Bewegungen; seine körperlichen Kräfte wurden immer geringer und nahezu vollends vom Wachstum aufgebraucht. Er fühlte sich schwach und niedergedrückt, hatte aber nie den Mut, zu klagen.

Der Vater war wie verwandelt: mißmutig, ungeduldig, streng bis zur Grausamkeit, die Mutter betrübt, traurig und von ihrem Mann mit Argusaugen bewacht, damit sie nie einen Akt der Güte an dem Jungen begehe.

Nur einmal, als sie, Mutter und Sohn, spät nachmittags beim Schneider waren und auf dem Rückwege durch die dämmernden Straßen schritten, wagte Wilhelm einige Worte. Er betrachtete die jungen Kommis, die mit geschäftiger Eile die Rollläden niederzogen, die Läden verließen und dann im kurzen Stutzeröckchen, die Cigarre zwischen den Lippen und kokett mit dem Spazierstock fuchtelnd, gemächlich heimwärts oder nach dem Gasthaus lenkten.

„Wie schön haben's diese," meinte er zaghaft mit einem neidischen Seufzer. „Sie haben ihre Arbeit heute gethan, können nun gemütlich essen und trinken und dann ruhig zu Bett gehen. Bei mir giebt's keinen Anfang und kein Ende! Ich muß lernen und arbeiten vor dem Essen und nach demselben, bis zwölf Uhr nachts und von morgens fünf Uhr an! Das ist hart! Ihr hättet mich lieber etwas anderes werden lassen sollen!"

Frau Gaske erschrak tief. Aber was konnte sie sagen, ohne die Autorität des Vaters zu untergraben? „Freilich ist's hart für den Augenblick, lieber Wilhelm! Aber bedenke doch, was Du



Die alte Rheinbrücke in Basel. (Mit Text.)

erringst! Wenn Du Dein Ziel erreicht hast, bist Du ein Herr und zwar Dein eigener Herr, währenddem die Mehrzahl jener Burschen, die da so stolz und selbstbewußt dahin wandeln, oft ihr Lebenlang in qualvoller Abhängigkeit oder in dürftigen Verhältnissen bleiben. Nur den Mut nicht verlieren, mein Sohn, die Zeit geht auch vorüber und mit Fleiß und Eifer macht man vieles möglich!"

Wilhelm antwortete nicht und Frau Gaske war froh, daß sie zu Hause anlangten. Was hätte sie noch sagen können? Sie sah seinen Fleiß und sah die Schwachheit, mit der er unablässig zu kämpfen hatte, aber „er muß!" — Sie war machtlos.

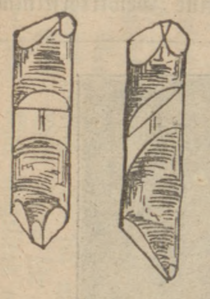
Endlich trat, als Wilhelm schon neunzehn Jahre zählte, der wichtige Tag des Examens heran. — Eine Gewitterstimmung herrschte im Gaskeschen Hause. Der junge Bursche ging scheu und schweigend umher, und als die Stunde zum Gehen schlug und er abschiednehmend vor dem Vater stand, sah ihm dieser lang und düster in die Augen. „Wenn Du Ehre im Leibe hast, wirst Du alle Kräfte einsetzen! Adieu und habe Glück!"



Abendmahl vor der Schlacht. Nach dem Gemälde von Gustav Cederström. (Mit Text.)
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Die Mutter ging noch mit bis ins Treppenhaus. Dort umarmte sie ihn heimlich. „Sei tapfer, mein liebes Kind!" sagte sie und blickte ihm mit nassen Augen in das erregte, blasse Gesicht.

Wilhelm küßte sie innig. „Wenn es schief geht, komm ich nicht wieder, Mutterl! Leb wohl!" Er sprang hastig die Treppe hinunter.



1. Ueberplattung.

Leichenblaß vor Schrecken wankte Frau Gaske in die Wohnung zurück und ans Fenster. Dort ging er. Seine schmale, lange Gestalt stapfte eilig die Straße hinab und nicht einmal schaute er zurück. Wie mager er doch war. Wie so gar nicht frisch, elastisch und froh. Als drücke eine Last seine Schultern, so schritt er dahin und doch so eilig, so abgehetzt. Und wie unheimlich er aussah in dem feierlichen, schwarzen Anzug mit den grellen, weißen Handschuhen. Gerade so angezogen würde er im Sarge liegen, wenn — wenn . . .

Tiefe Trauer schlich sich ihr ins Herz bei diesem Gedanken, und sie konnte ihn nicht auslöschen aus dem Gehirn. Immer wieder kam er, angeregt durch die Worte, die ihr fortgesetzt in der Seele nachhallten: „Wenn es schief geht, komm' ich nicht wieder, Mutterl!"

Ein dumpfes, banges Gefühl trieb sie an den Waffenkasten des Mannes. Ein Revolver fehlte. Zitternd schleppte sich die Frau zum Fenster zurück und wartete Stunde auf Stunde mit angstvollem Herzen. Brennend starrten ihre Augen nach der Ecke, um die er kommen mußte; immer mehr wankten ihre Kniee und schlugen ihr die Zähne aufeinander. Wenn, mein Gott, wenn — —

Jetzt kam eine schwarzgekleidete Gestalt herüber! Nachbars Fritz! Sein Gesicht strahlte, und er lief mehr als er ging. Frau Gaske wollte hinunterrufen und fragen, aber der Hals war ihr wie zusammengeschnürt. Und da trat eine hagere, schmale Figur um die Ecke, Wilhelm, wahrhaftig, er! Gott sei Dank, er! Aber er hatte nicht das leuchtende Gesicht wie der Sohn des Nachbars und nicht dessen Eile! Er ging erschöpft und wie in Gedanken versunken. Atemlos sah sie ihm entgegen. Nun erblickte er sie; ein froher Schimmer ging über seine Züge, und er schwenkte den Hut.

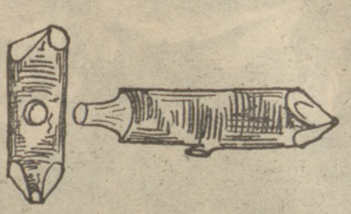
„Er hatte Glück, o Himmel, er hatte Glück!" rief die erregte Frau und sank in einen Stuhl. Sie war ganz elend vor Harren, Angst und Bangen!

„Aber hast Du denn gar keine Freude, weil Du so still bist?" fragte sie ihn später, als er ihr gegenüber saß.

„Sollte ich keine Freude haben, Mutterl!" antwortete er, und seine Augen glühten auf in dem bleichen Gesicht. „Aber ich bin so müde, so abgespannt, und ich — ich habe Angst für später — weißt Du, ob meine Kräfte reichen!"

„Natürlich reichen sie! Mußt Dich recht stärken jetzt in den Ferien und fröhlich sein! Kannst Dir's erlauben!" antwortete die Mutter zuversichtlich, obwohl ihr das Herz zitterte ob seines bangen Zweifels.

Der Vater schloß ihn stürmisch in die Arme, als er kam. — „Bravo! Hast mir Freude gemacht, mein Junge! Hatte schon gar keine Hoffnung mehr auf Dich! Nun sollst Du Dich auch mal tüchtig vergnügen! — Ehe wir weiteres besprechen, gehen wir alle zusammen ans Meer und Du magst Dir einen sympathischen, ärmeren, aber anständigen Kameraden dazu einladen! Und jetzt wollen wir einigen Flaschen Champagner den Hals brechen, mein lieber Sohn!"



2. Das Verzapfen.

„Ich danke Dir von Herzen, Vater!" sagte Wilhelm und drückte ihm innig die Hand. „Aber wenn Du erlaubst, würde ich mich lieber jetzt zurückziehen, ich habe so furchtbare Kopfschmerzen!"

„So arge? Na, dann ruhe aus und wir wollen abends auf Dein Wohl trinken."

Aber sie tranken abends nicht mehr auf das Wohl ihres Jungen. Der lag, geschüttelt von Frost und Hitze, in seinem Bett und klagte stöhnend über rasende Schmerzen im Kopfe. — Der herbeigerufene Arzt schüttelte bedenklich das Haupt und stellte am nächsten Morgen, als er den jungen Mann bewußtlos, zähneknirschend und wimmernd die Hände an die Stirne gepreßt fand, Gehirnhautentzündung fest.

Nach drei Tagen lag Wilhelm genau so im Sarge, wie ihn Frau Gaske am Tage des Examens in ihrer Erregung gesehen: in demselben schwarzen Anzuge mit den grellen, weißen Handschuhen über den starren Händen, und daneben standen die trostlosen Eltern und blickten voll heißer Reue und Verzweiflung auf das Opfer des grausamen: „Er muß!"

Naturholzarbeiten.

Wohl noch niemals hat die Pflege der Kleinkunst im Hause einen derartigen Aufschwung erlebt, wie in der Gegenwart. In allen Kreisen der Bevölkerung läßt sich beobachten, wie man sich bemüht, durch allerlei früher unbekannte oder doch nicht beachtete Liebhaberkünste sich angenehme Beschäftigung zu verschaffen und das Hauswesen durch die Produkte derselben dem Geschmacke unserer Zeit entsprechend auszuschmücken. Während noch vor zehn bis fünfzehn Jahren die Laubsägerei das Feld beherrschte und man überall in vornehmen und geringen Wohnungen die zerbrechlichen, staubfangenden Gebilde derselben die Wände und Paneele verzieren sah, ist diese in hohem Grade gesundheitsschädliche Handarbeit sozusagen verschwunden, aber eine reiche Auswahl anderer derartiger Künste hat sie abgelöst. Kerbschnitzerei, Holzbrandmalerei, Kleineisen-, ja sogar richtige Hobelbankarbeit haben infolge des sich immer weiter ausbreitenden Handfertigkeitsunterrichts, und auch der regen Teilnahme fast sämmtlicher Zeitschriften an dieser für die praktische Erziehung unseres Volkes nicht unwichtigen Bewegung ihren Einzug gehalten und jeder, der Sinn für häusliche Beschäftigung hat, findet etwas, was seinem Geschmacke, seinen Gaben und — als letztes — seinem Geldbeutel angepaßt ist. Letzteres ist nicht zu übersehen. Es läßt sich nicht leugnen, daß manche dieser Künste, so wertvoll sie sonst sein mögen, leider weiteren Kreisen schon deshalb verschlossen bleiben, weil ihr Betrieb die Anschaffung von Werkzeug und Arbeitsmaterial, zu kostspielig ist, ferner auch, weil ihre Ausübung eine längere, eingehende Unterweisung voraussetzt. Eine beachtenswerte Ausnahme hierin macht die Naturholzarbeit. Noch verhältnismäßig wenig bekannt, gelingt es ihr neuerdings, die Aufmerksamkeit solcher Freunde häuslicher Handarbeit auf sich zu ziehen, die mit wenig Kosten Haus und Garten durch praktische, gediegene, in ihrer anspruchslosen Einfachheit eigenartig schöne Ziergegenstände und Kleinmöbel schmücken wollen. Im Nachfolgenden soll der freundliche Leser ein wenig mit ihr bekannt gemacht werden. — Bevor aber zu den Gegenständen selbst übergegangen wird, möchten einige Worte über Material, Werkzeug und Technik der Naturholzarbeit ihn in dieselbe einführen.



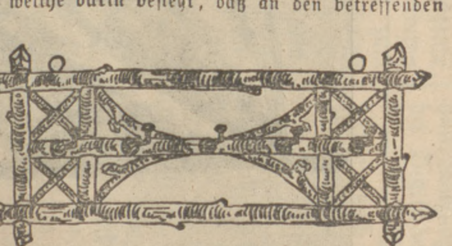
3. Auskehlen.

Wie schon aus dem Namen derselben hervorgeht, verwendet sie das Rundholz mit Rinde, wie es die Natur in Strauch und Baum wachsen läßt. Man wird also bezüglich des Materials nirgends in Verlegenheit geraten können, es ist fast überall kostenlos zu erlangen. Da ist in erster Linie das Unkraut des Waldes, der Ginster, welcher sich uns anbietet. Er braucht nur wenige Tage vor dem Verarbeiten geschnitten und in der Nähe des Ofens getrocknet zu werden, dann behält er seine hübsche, braungrüne Farbe und auch die notwendige Elasticität der Zweige.

Aber auch das Abfallholz, welches von der Arbeit des Holzhauers her an den Waldwegen herumliegt und um wenige Pfennige als Erbsenreisig verkauft wird, läßt sich prachtvoll zur Herstellung von Blumentischen, Gartenmöbeln und dergl. verwenden. Ebenso kommt uns das Zweigwerk, welches im Herbst und Frühling aus den Obstbäumen herausgesägt und meistens verbrannt wird, sehr zu statten; die Naturholzarbeit zeigt, wie aus ihm Schlüsselhalter, Bilderrahmen, Staffeleien, Etageren, Blumen- und Flaschenkörbchen, Tablette und allerlei andere derartige Zier- und Hausgeräte ohne viel Kosten und Muse angefertigt werden können.

Auch das Verzierungsmittel unserer Arbeiten entnehmen wir der Natur. Es ist die gemeine Waldflechte, welche rosettenartig ausgebreitet, die Rinde der Waldbäume bedeckt. Sie wird auf die fertigen Arbeiten hie und da festgeleimt und giebt denselben gerade jenes eigenartige Aussehen nach Wald und Natur, das uns an ihnen so gefällt.

Die Anschaffung des Werkzeugs verursacht keine besonderen Kosten. Wir bedürfen nur dasjenige, welches zur Haus- und Gartenarbeit so wie so wohl schon in den meisten Haushaltungen vorhanden ist. Wer ein gutes Taschenmesser, Hammer, Zange, Baumsäge, Bohrwinde nebst einigen Centrumbohrern und Leimtopf sein eigen nennt, der kann, sobald er für passendes Holz gesorgt hat, mit der Arbeit beginnen. Ein gutes Messer ist aber jedenfalls die Hauptsache. Es muß eine große und kleine Klinge haben und darf nicht mit Hirschhornheft und Korkzieher versehen sein, weil diese bei emsigem Arbeiten leicht Schwielen und Blasen an den Händen verursachen könnten. Der Betrieb der Naturholzarbeit ist höchst einfach. Es kommt dabei im wesentlichen auf die Verbindung der Hölzer untereinander an. Diese ist eine dreifache und geschieht 1) Durch Ueberplattung, welche darin besteht, daß an den betreffenden Stellen in die zu verbindenden Stäbe recht- und schiefwinklige Einschnitte bis aufs Mark gemacht werden, welche fest ineinander schließen müssen. Durch Leimen und Nageln wird dann die Vereinigung eine völlig feste. 2) Das Verzapfen. Hiebei erhält das eine Holz ein Loch mittelst Centrumbohrers, das andere wird an dem betreffenden Ende so viel verjüngt, bis der hierdurch entstehende Zapfen in die Oeffnung stramm hineinpaßt. Letztere darf nicht durch und durch gebohrt werden, da durch die stehenbleibende Wand eine Holzschraube in den Zapfen gedreht wird. Diese Verbindung tritt vorzugsweise bei Gartenmöbeln und größeren Zimmerausstattungsgegenständen auf. 3) Das Auskehlen geschieht in der Weise, daß das eine Stück (in unserer Skizze das gebogene) an dem zu vereinigenden Ende eine halbrunde Aushöhlung mittelst des Messers oder der Raspel erhält, die sich



4. Ofengeräthehalter.

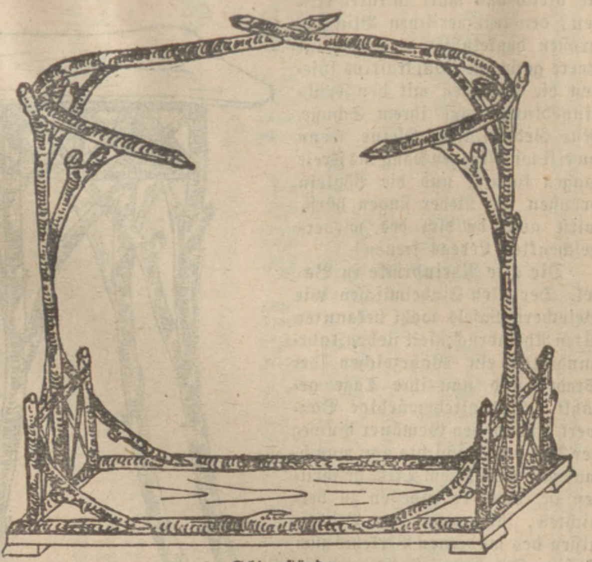
in die Rundung des anderen einschmiegt. Durch dieses wird dann bei stärkerem Holze in die Auskehlung hinein eine Holzschraube getrieben. Bei Arbeiten aus schwächeren Stäben genügt aber, in dieselbe etwas Leim zu bringen und dann durch seitlich eingeschlagene Stiftchen die Befestigung zu erhöhen. Alle sichtbaren Nagelköpfe werden mit Flechte oder etwas daraufgeleimter Rinde verdeckt. Nebenstehender Ofengerätehalter ist so recht eine dankbare Erstlingsarbeit; seine Ausführung macht durchaus keine Schwierigkeiten. Selbstverständlich ist er auch zu anderen Zwecken, z. B. als Handtuchhalter, verwendbar. — Als Material sind die gerade gewachsenen Ginster- und Haselstäbe von 2 Centimeter Durchmesser zu empfehlen. Die langen Stücke messen 30, die kürzeren 17 Centimeter. Die vier Ueberplattungseinschnitte an den Ecken kommen 2 Centimeter von den Enden der Hölzer und geschehen von vorne, die anderen sollen verdeckt bleiben, werden also hinten angebracht. Um die Zierkränze recht haltbar sitzend zu machen, bestreicht man die betreffenden Ecken mit etwas Leim und treibt sie dann mit leichtem Hammerschlag ein. Etwaige Schürfstellen werden mit Flechte überklebt. Die vier Eckstützchen kehlt man an den Enden aus, versieht sie mit Leim, nagelt sie dann seitlich fest. In das Mittelholz werden vier bis fünf Messinghaken, in das obere zwei Ringschrauben eingedreht. Sie sind passend in jedem Eisengeschäfte zu haben. Der fertigen Arbeit giebt man einen Anstrich in farblosem Spirituslack, welcher sofort trocknet, oder auch in Kopallack, der dazu längere Zeit nötig hat.

5) Der Wäschetrockner ist für die meisten Familien ein recht praktisches Gerät. Er wird in der Nähe des Küchenherdes angebracht, damit auf ihm alle kleineren Wäschestücke getrocknet werden können. Derjenigen Hausfrau, die ihn einmal besitzt, ist er geradezu unentbehrlich. Man stellt ihn am besten aus Eichen- oder Haselnußstäben, die 2—2½ Centimeter Durchmesser haben, her. Der obere und untere Querstab mißt 31, der mittlere 27 Centimeter. Die Ueberplattungseinschnitte der beiden ersten kommen 2 Centimeter von den Enden. Die Verzierungsquadrate oben haben 3 Centimeter lichte Seitenlänge. Ihre Kreuze werden an den Ecken eingeleimt, worauf diese mit etwas Flechte verkleidet werden. Die beiden senkrecht stehenden Stäbe sind 28 Centimeter lang. Die eigentlichen Trockner werden in ihre Hinterhölzer, welche mit den beiden Zapfen, die ihnen angeschnitzt werden, 16 Centimeter Länge haben, fest verzapft. Es ist nicht zu unterlassen, hinten eine kräftige, etwa 7 Ctm. lange Holzschraube einzudrehen. Der von unten schräg heraufgeführte Zweig ist an den Enden tief auszukehlen und sorgfältig zu befestigen, denn er ist als Stütze sehr wichtig. Die betreffenden beiden Querstäbe (siehe Skizze) erhalten mittelst passenden Centrumbohrers (8—9 Millimeter) je drei zu einander korrespondierende Löcher, in welchen sich die Zapfen eben drehen müssen. Für die Trockner sucht man sich hübsche, glatte Stäbe von 80 Centim. Länge und 2 Ctm. Durchmesser. In jedem Haselgebüsch werden sie passend zu finden sein. Der Anschaulichkeit wegen wurde nur einer derselben gezeichnet, die beiden anderen werden natürlich ebenso befestigt.

6) Bei dem Stock- und Schirmständer kommt es vor allen Dingen darauf an, sich die beiden Bogenstücke zu verschaffen. In einem Erbsenreiserhaufen wird man nicht lange vergeblich zu suchen brauchen, besonders wenn derselbe aus Buchenastwerk besteht. Dort haben wir auch für die übrigen Stücke reiche Auswahl. Sämtliche Hölzer sind etwa 2½ Centimeter stark. Die beiden, oben gabelförmigen Ständer messen 65 Centimeter. Sie werden in dem Bodenbrett fest verzapft. Dieses besteht aus 2 Ctm. dickem, auf der Oberseite geglätteten Tannenholz und ist 40 Centimeter lang und 20 Centimeter breit. Auf der Unterseite werden an den Ecken vier gleichgroße Klötzchen angeleimt. Die Oberseite erhält einen Rahmen von unten abgeflachten Rundstäben. In die Mitte der beiden Schmalseiten bohrt man 1½ Centimeter tiefe Löcher, welche die Zapfen der Ständer aufnehmen. Auch die Eckpföstchen befestigt man auf diese Weise. Die sie mit dem Bodenrahmen verbindenden Stützen verhindern jedes seitliche Beweglichwerden, sind also von großer Wichtigkeit. Die beiden Bogenstücke oben werden durch schiefwinklige Ueberplattung untereinander verbunden. Sie ruhen in den Gabeln der Ständer. Unterstützt werden sie durch die von einem Ende verkürzten Astgabeln, welche als Streben von den Langhölzern zu ihnen vorne und hinten hinaufführen. Vor dem Lackieren des Ganzen ist das Bodenbrett mit passender, etwa graugrüner Oelfarbe zu streichen. Da es öfters der Feuchtigkeit ausgesetzt ist, empfiehlt es sich überhaupt, ihm von Zeit zu Zeit eine Einreibung in Leinöl zukommen zu lassen. Dies geschieht am einfachsten mittelst eines Leinwandläppchens.

6) Zu dem Ziertisch, welcher auch als Ständer für eine Einzelpflanze, Vase, Statue benutzt werden kann, bedürfen wir in erster Linie vier nach unten gleichmäßig gebogene, etwa 75 bis 80 Ctm. lange Stäbe von 3—3½ Centimeter Durchmesser. Beim Zurichten derselben schneide man etwa vorhandene Aeste niemals glatt am Grunde ab, sondern lasse (siehe Skizze) 1—1½ Centimeter lange Stümpfchen stehen, welche sauber ausgeführte Endschnitte erhalten. Zunächst verbindet man die Füße oben jederseits durch zwei Querstäbe von 30 Centimeter Länge, welche 1—1½ Centimeter eingezapft werden. Die Löcher sind mittelst eines Centrumbohrers von 10 Millimeter Breite herzustellen. Sodann plattet man von hinten die beiden 1½ Centimeter starken Verbindungsstäbchen derart ein, daß die entstehenden Quadrate 9 Ctm. Seitenlänge haben. Die Füllkreuze werden in der schon besprochenen Weise befestigt. Nun kommen die beiden Stützen an die Reihe. Es sind Astgabeln, deren eine Zinke verkürzt und mit Endschnitten versehen wurde. Sie müssen an den Enden tief ausgekehlt, untereinander überplattet und dann recht sorgfältig durch Leimen und Nageln befestigt werden. Da das Holz an den Rändern leicht reißt, so bohre man die Nagellöcher mit passendem Spitzbohrer vor. Die vier Füße haben oben Zapfen von 15 Millimeter Durchmesser erhalten, mit welchen sie in die Platte eingeleimt werden. Diese hat die nach der Skizze leicht herzustellende Form und besteht aus einem Tannenbrett von 2 Centimeter Stärke. Die Ausbuchtungen, welche sich gegenüberliegen, sind 35 Centimeter voneinander entfernt. Bevor wir das Blatt mit dem Rundholz zusammen lackieren, bräunen wir es mit Nußbaumbeize. — Wird es dagegen nach dem Beizen gewachst, so fällt das Lackieren natürlich weg.


5. Wäschetrockner.


6. Schirmständer.

Möchten diese Zeilen mit dazu beitragen, der ebenso unterhaltenden, wie die Geschicklichkeit der Hand fördernden und vor allen Dingen praktisch wertvollen Naturholzarbeit immer mehr Freunde zuzuführen! C. E. Köhler.

Frühlingssonne.

Du liebe Frühlingssonne
Weckst deine Kinder zumal,
Rufst Vögelein zu mit Wonne
Und Blumen im grünenden Thal.

Umfängst die kalte Erde
Mit jugendlicher Lust,
Daß sie zum Himmel werde
Für jede Menschenbrust.

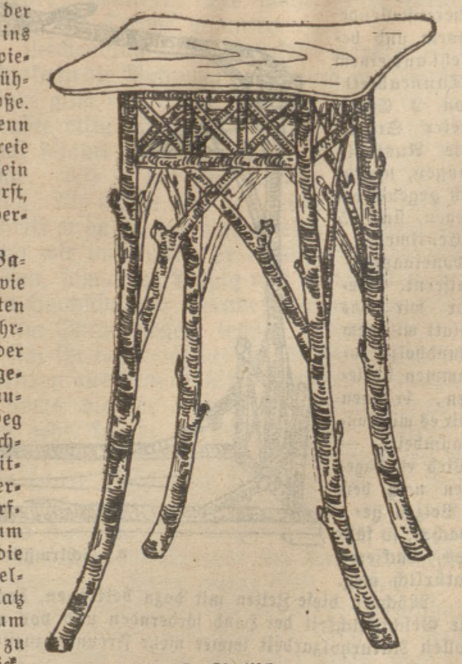
Mathilde Walker.

Unsere Bilder.

Dr. Emil Holub. Unter den zahlreichen Erforschern des dunkeln Weltteils nimmt der am 21. Februar d. J. verstorbene Dr. Emil Holub eine hervorragende Stellung ein. Der Schwerpunkt seiner Entdeckungen liegt auf dem naturhistorischen und ethnographischen Gebiet, sowie in der durch Hunderte von Vorträgen, durch seine in alle Kultursprachen übersetzten Reiseschilderungen, durch die von ihm veranstalteten südafrikanischen Ausstellungen großen Stils und durch die Verteilung seiner Sammlungen an zahllose Museen und Schulen erzielte Popularisierung der Forschungsergebnisse über die südafrikanische Fauna, Flora und Volkskunde. Im Jahre 1847 als Sohn eines Arztes zu Holitz in Böhmen geboren, bestand er 1872 in Prag sein medizinisches Doktorexamen. Noch in demselben Jahre trat er seine erste, südafrikanische Forschungsreise an, mit einem kleinen Reisefonds, den einige seiner Freunde aufgebracht hatten. Aerztliche Praxis in den Diamantfeldern von Kimberley verschaffte ihm die Mittel für drei Expeditionen in das damals zum großen Teil noch unerforschte Innere des Landes, ins Land der Barolong, in den westlichen und östlichen Teil von Transvaal, in die Reiche Sechele und Schomo, nach Moiloa, Sotchong und Pandama-Tenka. Nach siebenjähriger Abwesenheit in die Heimat zurückgekehrt, veranstaltete er in Prag und Wien die Ausstellung seiner reichen, wissenschaftlichen Ausbeute und veröffentlichte das Werk „Sieben Jahre in Südafrika“ (Wien 1881), das seinen Ruf als Forscher begründete. Er betrachtete seine bisherigen Expeditionen als Vorschule für eine neue Reise, die keine geringere Aufgabe verfolgte als die Durchquerung Afrikas von Süden nach Norden, vom Kapland zum mittleren Sambesi und zum Nil. Die Mittel für diese großartige Expedition verschaffte er sich durch Vorträge und litterarische Arbeiten. In seiner Begleitung befand sich seine ihm am Vorabend angetraute jugendliche Frau, eine Wienerin, die sich als heldenmütige Gefährtin bewährte. In die Nähe des Sambesi vorgedrungen, wurde Holub verräterischerweise von den Maschukulumbe überfallen und zum Rückzug gezwungen, der sich so gefährlich gestaltete, daß er und seine Frau genötigt wurden, zur Rettung ihres Lebens zu den Waffen zu greifen. In vortrefflichem Zustand erreichte die kleine Schar civilisierte Gegenden. Trotzdem war die Ausbeute der Expedition von überraschender Großartigkeit, wie sich bei ihrer Ausstellung in der Wiener Rotunde ergab, die durch ihre Reichhaltigkeit allgemeine Bewunderung erregte. Seit seiner Rückkehr aus Afrika litt Holub an den Nachwehen des Malariafiebers, das er sich dort zugezogen hatte. In den letzten sechs Monaten hatte er, dem seine treue Gattin und sein Diener Leeb, der einzige Ueberlebende der letzten Expedition, hingebende Pflege angedeihen ließen, ein wahres Martyrium auszustehen. Der Tod, dem er gefaßt entgegensah, brachte ihm die ersehnte Erlösung. An äußerer Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste hat es Holub, der als armer Mann starb, nicht gefehlt: er war Ehrenbürger mehrerer böhmischer Städte und Ehrenmitglied zahlreicher in- und ausländischer Gesellschaften. Kaiser Franz Joseph, der ihm wiederholt Gnadenbeweise zu teil werden ließ, hatte verfügt, daß dem

verdienten Forscher vom Jahre 1902 an auf Lebenszeit aus dem Fonds des Unterrichtsministeriums ein Jahresgehalt von 5000 Kronen gewährt werde.

Genesen. Die kleine Patientin hat zum erstenmal wieder das Bett verlassen, an das sie eine langwierige Krankheit Wochen hindurch fesselte. Nun sitzt sie bleich und matt in ihren Kissen, den träumerischen Blick der großen dunkeln Kinderaugen ins Leere gerichtet. Noch kraftlos spielen die Händchen mit den Frühlingsblumen auf ihrem Schoße. Nur Geduld, liebe Kleine, wenn du erst wieder einen Gang ins Freie wagen kannst, und die Vöglein draußen ihre Lieder singen hörst, wirst auch du dich des wiedergeschenkten Lebens freuen!



7. Ziertisch.

Die alte Rheinbrücke in Basel. Der allen Einheimischen wie Besuchern Basels wohl bekannten alten Rheinbrücke, seit sieben Jahrhunderten ein Wahrzeichen der Stadt, sind nun ihre Tage gezählt. Das altehrwürdige Bauwerk, über dessen Gemäuer hinweg der Fuß der Geschichte gar manchmal mit mächtigem Tritt geschritten ist, ohne es indessen zu vernichten, fällt nun den Bedürfnissen des modernen Verkehrs zum Opfer. Im besten Falle wird die kleine Kapelle, die auf dem Mittelpfeiler der alten Brücke ihren Platz gehabt hat, erhalten bleiben, um irgendwo anders aufgestellt zu werden; doch steht auch ihr Schicksal noch nicht sicher fest.

Abendmahl vor der Schlacht. Unser heutiges Bild versetzt uns in die sturmbewegten Zeiten, die der jugendliche König Karl XII. von Schweden, den die Geschichte den nordischen Alexander nennt, über Europa brachte. Karl war von unbeugsamem Starrsinn, dabei waren jedoch Tapferkeit, Festigkeit und Gerechtigkeitsliebe die Grundzüge seines Charakters. Gleich seinen Soldaten ertrug er alle Strapazen des Krieges; er schlief im Lager, in seinen Mantel gehüllt, auf der bloßen Erde. Peter der Große, der mit dem Schwedenkönig im Kriege lag, hatte das Land der Kosaken verwüstet, und die schwedischen Truppen durch fortwährende Gefechte sehr geschwächt. Das Ziel der Schweden war das mit Lebensmitteln reich versehene, von den Russen besetzte Poltawa, das um jeden Preis gewonnen werden mußte. Der König wurde bei einem Recognoscierungsritte am Schenkel gefährlich verwundet, und konnte der Schlacht, die am 27. Juni 1709 stattfand und mit einem teuer erkauften Siege der Russen endete, nur im Tragsessel beiwohnen. Der Morgen des Schlachttages war kühl und unfreundlich; zeitlich standen die Schweden zum Abmarsch bereit; bevor dieser jedoch erfolgte, reichte der Regimentsgeistliche den Soldaten das Abendmahl. Auf drei Kesselpauken, wie sie damals die Kavallerie führte, die den Altar vorstellen, steht der Kelch, dahinter weht die blaugelbe Regimentsstandarte, die die Truppen schon zu manch gefährlichem Strauß begleitet hat. Der mit Reiterstiefel und Sporen und langem Talar bekleidete Priester hält an die Soldaten noch eine schlichte Anrede, dann schmettern die Trompeten, und mit dem Säbel in der Faust geht es mutig dem Feinde entgegen. St.

Allerlei.

Darum! A.: „Entzückend! Sehen Sie nur dies prachtvolle Haar von Fräulein Hildegard!“ — B.: „Ja, das hat sie von ihrem Vater!“ — A.: „Aber ich bitte Sie, der ist ja ganz kahl!“ — B.: „Allerdings, aber er ist Friseur!“

Mißverständnis. Schutzmann: „Wer sind Sie?“ — „Student Globig!“ — Schutzmann: „Ach was, ‚gloob ich‘! Sind Sie denn so betrunken, daß Sie das nicht genau wissen?“

Das Arbeiten. Chef (zum Comptoiristen): „Kohn, sagen Sie mir, ist Ihnen einmal etwas passiert beim Arbeiten?“ — Comptoirist: „O nein! Aber wie kommt der Herr Chef zu dieser Frage?“ — Chef: „Weil Sie so eine Angst vor dem Arbeiten haben!“

Kopf und Bart. Als der englische Kanzler Morus, der auf Befehl des Königs Heinrich VIII. ins Gefängnis geworfen und später (1535) enthauptet wurde, im Gefängnisse rasiert werden sollte, wollte er sich nicht dazu verstehen, „denn,“ sagte er, „ich und der König führen einen Prozeß um meinen Kopf. Darum will ich mir nicht eher den Bart abnehmen lassen, als bis ich sehe, wer den Kopf behält.“ W.

Mit Biersuppe erzogen. Wie Friedrich der Große über den Genuß von Kaffee und Bier dachte, ergiebt sich aus folgendem Rescript: „Potsdam, den 13. September 1779. Se. Königl. Majestät von Preußen, unser allergnädigster Herr, lassen der getreuen Ritterschaft des Fürstentums Halberstadt, auf deren eingereichte Vorstellungen vom 10. dieses, wegen der geordneten Versteuerungen des Weins und Kaffees auf dem platten Lande, hierdurch zu erkennen geben, daß Sie darüber wohl keine Ursache sich zu beschweren haben; denn was den Kaffee betrifft, so ist der zu der Zeit, wie Sie Ihre Privilegien gekrieget, noch nicht dagewesen, sondern lange nachher erst aufgekommen. Ihren Privilegien geschieht also kein Eingriff, vielmehr haben Höchstdieselben bei der Sache ganz andere, und zur Wohlfahrt des Landes gereichende Absichten, nämlich die grenliche Consumtion des Kaffees etwas einzuschränken und zu verhindern, daß unter ihren Namen nicht so viel Kaffee eingebracht und ein contrebander Handel damit getrieben wird. Denn es ist abscheulich, wie weit es mit der Consumtion des Kaffees gehet und wie viel Geld dafür aus dem Land geschickt wird, das macht, ein jeder Bauer und gemeiner Mensch gewöhnt sich jetzt zum Kaffee, da solcher auf dem Lande so leicht zu haben; wird das aber ein bischen erschwert, so müssen sich die Leute wieder an Bier gewöhnen, und das ist ja zum Besten ihrer eigenen Brauereien, weil sie alsdann mehr Bier verkaufen. Was hiernächst die geordnete Visitation betrifft, so ist solche um der Ordnung willen nötig, besonders in Ansehung ihrer Domestiquen, daß durch die kein Mißbrauch vorgeht, und sollten Sie, wie gute Unterthanen, darüber nicht einmal was sagen. Uebrigens sind Sr. Königl. Majestät höchstselbst in deren Jugend mit Biersuppe erzogen, mithin können die Leute dorten ebensogut mit Biersuppe erzogen werden. Das ist weit gesunder wie der Kaffee. Friedrich.“

Gemeinnütziges

Käsebälle. Ein Glas Wasser, ein Glas Mehl, $1/2$ Pfund Käse, 3 Eidotter, 3 ganze Eier. Die Masse ohne die Eier wird auf dem Feuer abgerührt. Nachdem sie verkühlt ist, kommen die Eier hinein, worauf mit dem Löffel kleine runde Bälle geformt und in Schweinefett ausgebacken werden. Man bringt die Käsebälle, mit geriebenem Parmesankäse bestreut, zur Tafel. Auch kann man zwei Sorten Käse dazu nehmen, z. B. Schweizer- und Parmesankäse.

Haltet Nachschau in eurem Kartoffelkeller. Besonders ist öfteres Umlesen notwendig, damit die faulen Kartoffeln nicht die guten anstecken. Fleißiges Lüften bei trockenem, warmem Wetter verhindert das vorzeitige Keimen. Mit dem Lüften muß man aber vorsichtig sein, da in stark abgekühlten Kellern die Kartoffeln leicht süß werden.

Das Schielen der Kinder kann verhindert und geheilt werden, wenn das gesunde Auge mit einem schwarzen, seidenen Läppchen, das doppelt zusammengelegt und mit Bändchen am Kopf befestigt wird, bedeckt ist. Infolgedessen kann das Kind nur mit dem schielenden Auge sehen. Auch das beständige Tragen eines passenden Stückes Guttapercha, welches in der Mitte eine erbsengroße Oeffnung besitzt, so daß das Auge nur nach einer Richtung sehen kann, hat zuweilen so günstigen Einfluß, nachdem alle anderen Mittel erfolglos waren. In vielen Fällen genügt eine vierzehntägige Anwendung dieses einfachen Mittels, um das Schielen zu beseitigen.

Vorteile der Röhrendrainage. Zur Anlage einer Steindrainage schreitet man heute nur mehr dann, wenn keine Geldmittel zur Verfügung stehen oder die Beschaffung von Drainröhren Schwierigkeiten bietet, dagegen Steinmaterial genügend zur Verfügung steht. Steindrains bilden heute wohl immer nur einen Notbehelf. Ihre Leistung ist infolge ihrer minderen Saugkraft eine geringere, infolgedessen bedingen Steindrains größere Erdarbeiten; überdies müssen die Gräben derselben breiter angelegt werden, weshalb sich Steindrains relativ eigentlich teuerer stellen als Röhrendrains. Der Hauptnachteil der Steindrains ist aber der, daß sie sich leicht vertragen, das heißt in die Zwischenräume der Steine setzt sich, insbesondere bei leichterem Boden, Erdreich ab, wodurch die Functionierung des Drains sehr beeinträchtigt und mit der Zeit die Bildung von Wassergallen gefördert wird.

Quadraträtsel.

A	A	A
B	B	G
O	T	T

Die Buchstaben des nebenstehenden Quadrates sind so zu ordnen, daß die entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautende Wörter ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1) Einen geistlichen Herrn. 2) Eine Schlange. 3) Einen Jahresteil.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Logogriph.

Es ist mit **a** ganz eng verwandt
Mit dem, das wird mit **u** genannt
Mit einem **o** eracht' es du
Und füg' es nie dem Nächsten zu. —

Anagramm.

Ein Gaukler ist dir wohl bekannt,
Er lebt im fernen Tropenland,
Ein **K** voraus, ein **E** zum Schluß,
Dann wählst du's häufig zum Genuß.

Julius Falck.

Zweisilbige Charade.

Die Erste läßt sich vielfach deuten:
Bald ist sie ein geschloss'ner Raum,
Bald Haus mit Wiesen, Feld und Baum.
Oft hat sie Gnaden zu verbreiten,
Sie steigt wohl gar zum Himmelszelt,
Und neidisch hüllt, was uns erhellt.

Der Zweiten gieb ein Dehnungszeichen,
Und sieh! es drehen sich die Speichen,
Du leihst ihr gerne dann wohl Flügel,
Es ginge denn zum — Rabenhügel.

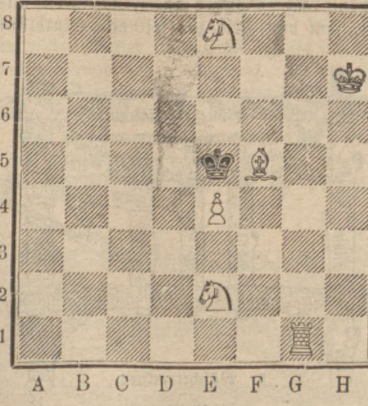
Das Ganze liebt nicht sich zu bücken,
Vielmehr dich in den Staub zu drücken.

Karl Staubach.

Problem Nr. 30.

Von Karl Kaiser, Stuttgart.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Stuhl, Stahl. — Der Charade: Stock, Holm, Stockholm.
Des Arithmogriphs: **B**urtscheid, **U**trecht, **R**euter, **T**riest, **S**eide, **C**hester, **H**echt, **E**ider, **I**bis, **D**iest.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.